

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Lyrische Reisen**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1878**

XI. Auf dem Gardasee. Oktober 1874

## XI.

### Auf dem Gardasee.

Oktober 1874.

Daß der Wanderer in diesem Herbst auch bis an den Gardasee gekommen sei, wird wohl kaum bestritten werden; aber die näheren Nachweise zu liefern, die kleinen, mitunter recht angenehmen Erlebnisse zu schildern, welche ihm zu Torbole, Arco und Riva entgegenkamen, dazu fehlt jetzt leider die Zeit. Es bleibt daher nichts übrig, als die guten Freunde, welche auch über jene Orte und Gegenden einigen Aufschluß erwarten, auf die Zukunft, etwa auf den nächsten Herbst zu vertrösten. Heute versuchen wir nur eine Fahrt auf dem Gardasee zu beschreiben.

Wir fuhren also am kühlen Sonntagmorgen aus dem Hafen von Riva in den See hinaus. Das Verdeck des Dampfbootz, welches San Marco hieß, bot gar nichts Auffallendes, was mich fast hätte ärgern können. Der Capitän, der Contabile (Rechnungsmeister) und der Steuermann waren hübsche, gutgekleidete Männer, die Schiffsleute verrichteten ihre Pflichten mit Höflichkeit, die Fahr-

gäfte, die sich noch unbekannt waren, schenkten einander wenig Aufmerksamkeit, desto mehr aber der Gegend. Diese ist eigentlich ganz scheusslich. Auf der rechten Seite starren uns entsetzliche Felsenmauern an, mehrere tausend Fuß hoch, fast ohne Gras und Kraut, ohne einen Fußsteig oder Felsenpfad, der etwa zu einer heimlichen Sennhütte oder einer Sennerin führen könnte — alles kahl, dürr und öde, unbewohnt und unbewohnbar. Auf der linken Seite ziehen sich etliche Stunden lang die Hänge des Monte Baldo hin, die zwar nicht so mauerartig wie die Berge des rechten Ufers, aber dem Menschen doch auch nicht zugänglich sind. Man könnte glauben, auf einem weltentlegenen Bergsee zu schiffen, in jenen steinernen Wüsteneien, wo aller Pflanzentwuchs aufgehört hat und nur noch Murmelthiere und Fochgeier daran erinnern, daß diese Welt eigentlich für lebende Wesen erschaffen ist. Ueberdies erschienen jetzt, da die Sonne noch hinter den Bergen weilte, Land und See auch ganz grau und farblos.

„Der Starnbergersee ist doch schöner!“ sprach da hinter mir eine bayerische Stimme, die bisher noch nicht erklingen war. Ich drehte mich und sah einen frischen Studio, der mich anzulächeln begann, denn eigentlich waren wir uns nicht ganz unbekannt, obgleich mir sein Name noch immer nicht einfallen will.

„Ah, Herr Landsmann,“ sagte ich, „so weit von Hause und ganz allein!“

„Ich bin auf einer Bildungsreise nach Italien begriffen.“ —

„Fragt sich nur, ob Sie die Italiener, oder ob diese Sie bilden sollen?“

„Vielleicht geht's gleich auf,“ entgegnete der Landsmann lachend „Aber der Starnbergersee ist schöner!“

„Ja, wenn dieser nicht einst Venacius geheissen, wenn ihn nicht Virgil besungen, wenn dort zu Garda nicht Kaiser Ornit Hof gehalten hätte.“

„Ah bah,“ entgegnete der Student, „der Starnberger hat früher auch Würmsee geheissen, ist schon von den besten Münchener Dichtern besungen worden, in der Reismühle ist Kaiser Karl geboren und auf dem Karlsberg bei Leutstetten hat er Hof gehalten. Drum sag' ich auch zum drittenmal: der Starnbergersee ist viel schöner. Wo ist hier Berg und Progenhausen, wo sind die schönen Dörfer und Landtise rechts und links, die tapferen Brauhäuser zu Tuzing und Bernried, die edle blaue Zugspitze im Hintergrund? Diese wälschen Steinwände füllen mein Herz nicht aus.“

Wenn man alles hinwegdenkt, was man hier hinzuzudenken hat, so mochte der Studio von unserem damaligen Standpunkt aus vielleicht nicht ganz Unrecht haben.

Da waren wir aber vor Limone angekommen. Ein kleiner Flecken dehnt sich am Ufer hin, das eigentlich nur ein Bergschlupf ist, ganz eingeklemmt zwischen den Felsenmauern, so daß er nur vom Wasser aus zugänglich. Hier beginnen die Citronengärten des Gardasees, die Cultur der Agrumi, die einst die Quelle großen Reichthums war, aber jetzt seit vielen Jahren durch eine Krankheit der Bäume fast ganz zu Grunde gegangen ist. Diese Gärten bilden eine ununterbrochene Reihe und ziehen amphitheatralisch bis zu den Felsenwänden hinauf. Jeder besteht aus einer Anzahl steinerner, schneeweißer Stengel oder

Stifte, über welchen hölzerne Latten liegen. In den Räumen, die sich zwischen diesen Pfeilern aufthun, wachsen die Bäume. Im Winter werden jene Gemächer oben mit Brettern, vorne mit Glasfenstern geschlossen. Von der Ferne betrachtet sehen diese Gärten fast aus wie über einander stehende Kirchenorgeln.

Hier hatten wir einige Fahrgäste abzugeben und andere aufzunehmen. Unter den letzteren war auch eine ländliche Dirne von Tremosine. Dieser Ort ist die nächste Station, wo das Dampfboot anhält, liegt aber nicht am See, sondern hoch oben an der Wand. Am äußersten Rande des Felsens erscheinen da einige weiße Häuser und ein anspruchloser Kirchthurm. Man meint, die Einwohner, die an dem fürchterlichen Abgrunde gerade oberhalb der Seefläche wohnen, müßten an beständigem Schwindel leiden, aber sie sollen ganz wohl auf sein und rückwärts, wo das Gebirge sich abdacht, allerlei Weinberge, Wiesen und Felder besitzen.

Die Tremosinerin trug ihr dunkelgrünes Feiertagsgewand, zeigte schwarze Augen und weiße Zähne, war auch nicht unzierlich gebaut. Die Wasserkräfte ihres Hochlandes schien sie aber für ihre Waschungen nur selten in Anspruch zu nehmen, denn sie ließ selbst heute, am Sonntag, über ihrem freundlichen Gesichtchen eine bräunliche Lasur erkennen, die den gewöhnlichsten Reinigungsmitteln unschwer gewichen wäre. Sie setzte sich übrigens auf die Bank und blickte vergnügt in die Welt hinaus.

„Schau, der Grünspecht ist zwar etwas angeraucht, aber sonst nicht übel!“ sagte der Studio. „Da könnte man leicht Italienisch lernen; ein Bröjel kann ich schon.“

Er setzte sich grüßend zu ihr und gab ihr von seinem Hut ein Sträußchen Edelweiß; sie reichte ihm von ihrem Busen eine Kelle. Somit war ein guter Grund gelegt und die Gelegenheit, zwischen Freundschaft und Liebe auch ein bißchen Italienisch zu lernen, schien sehr günstig, denn die übrigen Fahrgäste des zweiten Platzes waren meist ältere Leute, Wein- und Früchthändler, die von ihren Geschäften sprachen und auf das junge Pärchen wenig achteten. Um nicht zu stören, gieng ich langsamen Schrittes auf dem Berdecke hin und her, die wälschen Steinwände betrachtend. Als ich wieder einmal an der italienischen Lection vorüberkam, zog die Lehrerin eben ein niedliches Döschen aus der Rocktasche und bot ihrem Schüler eine Priese an. Letzterer schien etwas verblüfft über diesen Liebesdienst, griff aber doch herzlich zu und hob eine Portion heraus, wie wenn er sich für wochenlange Entbehrung schadlos halten wolle. Leider hatte er aber seine Kräfte nicht unerheblich überschätzt, denn der Brezil war kaum in seine Nase geschlüpft, als er in ein welterschütterndes Niesen ausbrach, welches seine junge Freundin mit einem ausgelassenen Gelächter begleitete. Doch suchte sie bald durch einige sanfte Schläge auf den Rücken ihres Verehrers dessen Gleichgewicht wieder möglichst herzustellen und benahm sich überhaupt bei dieser Krisis ungemein wohlwollend und theilnehmend.

Daran wäre etwa die Bemerkung zu knüpfen, daß nach glaubwürdigen Angaben die Landmädchen dieser Weltgegend fast sämmtlich dem Schnupftabak ergeben sind und daher auch zur Arbeit wie zum Spiele kleine Dosen mit sich führen. Die Walserinnen in Vorarlberg haben sich

dagegen für Cigarren und Pfeifen entschieden. Es bleibt dahingestellt, welche Übung dem weiblichen Ideale mehr entspricht — ob man sich die Venus von Medici leichter mit einer Cigarette im Mund oder mit einer Priese in der Nase denken könnte.

Nach jener Prüfung nahm der Sprachunterricht einen neuen Aufschwung. Schüler und Lehrerin zeigten sich un-  
gemein verträglich. Wenn sie etwas sagte, antwortete er immerdar mit einem freundlichen „Si, si“ — wenn er etwas sagte, gab sie die gleiche Erwiderung. Eine Verneinung kam nie zu Stande. Ich besorge daher leider, daß keines ein Wort des andern verstanden hat. Auf seiner Seite ist dieß leicht zu entschuldigen, denn die Mundart von Tremosine hat ihre Eigenthümlichkeiten, die man nur in Tremosine versteht.

Nunmehr fuhren wir aber vor diesem Dorfe an, d. h. nicht vor dem Dorfe, welches, wie schon beschrieben, in schwindelnder Höhe oben am Felsenrande steht, sondern vor der Haltestelle unten am See, wo eine kleine Lände, nämlich ein paar steinerne Stufen angebracht sind. Daneben zeigt sich ein dach- und fensterloses Haus, früher wahrscheinlich zum Schutz vor Sonne und Regen erbaut, jetzt ganz verlottert wie ein verfallener Chan im Orient. Der Fußsteig, der dort hinaufführt, wo die weißen Häuschen in der Morgensonne leuchteten, verliert sich bald in den steilen Klippen und soll fast lebensgefährlich sein.

Jetzt mußte freilich auch die italienische Stunde zu Ende gehen. Die junge Lehrerin erhob sich, gab ihrem Schüler noch eine fröhliche Patschhand, sprang aus dem Schiff und auf die Lände, winkte noch einmal und ver-

schwand. „Addia, Addia!“ rief der Student mit lauter Stimme fünf- oder sechsmal, so lang er sie noch sehen konnte und so kräftig, daß die alten Wein- und Früchtenhändler zu lächeln begannen. Dann kam er munter zu mir heran und jagte mit Selbstgefühl: „Das hat sich gut gemacht! Die Italienerinnen lassen auch mit sich reden!“

„Aber warum riefen Sie denn immer Addia, Addia — Addio wäre vielleicht besser gewesen.“

„Meinen Sie wirklich?“ entgegnete er mit leichtem Spotte. „Bei uns draußen schreit freilich alles Bravo, ob es ein Sänger oder eine Kunstreiterin ist; aber der eigentliche Italiener macht einen Unterschied, und wenn er ein Frauenzimmer meint, so weiß er wohl, daß er Brava zu schreien hat. Mit Addio und Addia ist's aber derselbe Fall.“

Dagegen hätte sich zwar einiges erinnern lassen, allein um keinen Streit zu erheben, dankte ich für die Belehrung, versprach sie im Gedächtniß zu behalten und bei erster Gelegenheit den besten Gebrauch davon zu machen.

Bald nach dem Abschied von der Tremosinerin fuhren wir an Campione vorüber. Diesen Namen führt ein hübsches Schloßlein, welches einsam auf grünem Wiesenplan zwischen Cypressen, Weingärten und Oelbäumen steht. Der Grund ist wieder nur eine Anschwemmung, welche die Gießbäche des Winters vor unfürdenklichen Zeiten hier abgelagert. Uebrigens ist auch hier nur die Seeseite zugänglich — rechts und links und rückwärts starren unwegsame Felsenwände empor, so daß das kleine Eden, wie eine Insel und wie Limone, nur zu Schiff erreicht werden kann.

Endlich, etwa sechs Stunden von Riva, treten die wälschen Steinwände mehr und mehr zurück und es zeigt sich dafür rechts und links ein freundliches grünes Gestade, an dem die stattlichen Ortschaften und die zierlichen Landhäuser, namentlich aber die Citronengärten, fast ununterbrochen hinlaufen. Dem Strand entlang zieht sich auch eine schöne Straße, die bei Gargnano anhebt und ins Idrothal oder nach Brescia führt. Auf dem leicht bewegten Wasser wiegten sich zahllose Schiffchen mit Flaggen, mit Segeln und mit Rudern. Die Sonne, die jetzt über den Monte Baldo heraufgekommen war, goß ihren Glanz auf die heißerische Landschaft und glitzerte in Millionen kleiner weißaußschäumender Wellen. Nunmehr, nach dieser erfreulichen Veränderung, meinte der Münchener Studio, lasse sich der See mit dem von Starnberg wenigstens vergleichen, aber ob er schöner sei, das bleibe doch dahingestellt.

So kam denn zuerst Gargnano heran, ein größerer Ort und Hafenplatz, mit dem Albergo al Cervo, einem Caffè antico (doch nicht aus den Römerzeiten?), mit drei Kirchen und einem schönen Palazzo, der einem Grafen zu Brescia gehört. Dann erschien Toscolano, dann Maderno, wo eine alte, romanische Basilica mit der bekannten, gemauerten Thurmspitze am Ufer steht. Schade, daß wir sie nicht von innen sehen konnten! Jetzt beginnt auch das südliche Ufer sichtbar zu werden. Bisher war es so gut wie nicht vorhanden und streckte uns aus weiter Seeferne als Wahrzeichen nur eine bleiche Bergnaße entgegen, die bei Manerba sich erhebt. Jetzt dagegen sahen wir das Hügelland, in welchem Desenzano, das Vorgebirge, an

dem die Grotte des Catullus, und den Bergbuckel, auf welchem Beschiera liegt.

Und nunmehr biegt das Schiff in eine grüne, volkreiche Bucht ein und wir dampfen in deren Winkel, wo das freundliche Salò liegt, welches früher ein Flecken, ein Paeße war, vor einigen Jahren aber, gleichzeitig mit unserem Kojenheim, zur Stadt erhoben worden ist und gegen fünftausend Einwohner zählen soll.

Wahrscheinlich sind viele der gütigen Leser in der Lage, von der Stadt Salò noch nie gehört zu haben. Diese Lage war auch vor kurzem noch die meinige. Ich gestehe, daß jener Name, ehe ich heuer die Gestade des Gardasees besuhr, nie an mein Ohr geklungen, und ich glaube daraus die Wahrnehmung abzuleiten zu können, daß es in der Welt viele hundert, ja viele tausend niedliche und gar nicht unbedeutende Städtlein geben mag, „von denen niemand nichts weiß.“

Salò also, welches jetzt zum Königreich Italien gehört, empfängt uns mit allem Glanz einer italienischen Provinzialstadt. Hier ist ein schöner Port, in dem eine ganze Kriegsflotte Raum hätte, und ein Hafenplatz voll Ansehen und Würde. Rechts und links stehen stattliche Gebäude, welche dem öffentlichen Dienst gewidmet sind. Uebrigens enthält Salò nicht nur, wie ich selbst gesehen, ein Tribunal und eine Prätur, ein Postamt, eine Dogana und ein Findelhaus, sondern wahrscheinlich auch ein Rentamt, ein Forstamt, eine Buchhandlung (?), eine Leihbibliothek (?), mehrere photographische Ateliers und andere nützliche Anstalten dieser Art.

Die Ankunft des Dampfbootes, welche um halb zehn

Uhr stattfand, schien mit Spannung erwartet zu sein; denn da der sonntägliche Gottesdienst schon vorüber war, bot sie eigentlich das einzige Material zur Ausfüllung des langen Vormittags. Zwar fanden sich weder Schuljugend oder Festjungfrauen, noch der hochwürdige Clerus zu unserem Empfange ein, aber sonst war alles auf dem Hafendamme, was das wohlbevölkerte Saló zu dieser Stunde erübrigen konnte, Signori, Signore und Signorine, alle in feiertäglichem Gewande, letztere beide Gattungen von feinen schwarzen Schleiern umschwebt, auch zierlich aber einfach frisirt und nicht mit jenen garstigen Knäueln von Leichenhaaren belastet, wie sie jetzt noch die deutschen Frauen auf ihre germanischen Häupter setzen, obgleich mancher der verheiratheten Helden von Anno Siebenzig auch die Gattin von der Pariser Sklaverei befreit zu haben glaubte. Daß sich überdieß ein großer Haufe dienstbaren Volkes eingefunden, um sich um Mäntel, Koffer, Reisefäcke zu raufen, braucht nicht gesagt zu werden. Glücklicherweise hatte ich nur ein kleines Portemonnaie bei mir, welches ich selber tragen konnte.

Nach herzlichem Abschied von meinem Münchener, der also tiefer in Hesperien eindringen wollte und deswegen mit dem Dampfer nach Desenzano fuhr, sprang ich an's italienische Land. „Al Gambero! Alla Sirona?“ (Zum Krebs? Zur Sirene?) riefen die Herbergsherolde, die am Hafen auf die Ankömmlinge gewartet. Ach, sagte ich zu mir selber, gehen wir zum Krebs. In Donauwörth ist auch einer und man muß die vaterländischen Erinnerungen in Ehren halten.

Ich hatte meine Wahl kaum kundgegeben, als schon

ein strebfames Männchen zur Hand war, welches mich unter freundlichem Geplauder über den Hafenplatz führte. Rechts winkte zwar in großen Buchstaben *Vino buono*, links glänzte das *Caffè del rinascimento* (Kaffee der Wiedergeburt), allein für jenen schien's zu früh, für dieses aber zu spät und so widerstand ich mit leichter Mühe, obgleich ich nicht ungern gesehen hätte, wie sich die wiedergeborenen Kaffeehäuser des jungen Italiens von innen ausnehmen.

Wir giengen durch eine lange, nicht gar breite, aber reinlich gehaltene, mit gutem Trottoir versehene Straße, an welcher lauter italienische Häuser standen. Diese sind zwar schon oft und von den namhaftesten Autoren beschrieben worden, allein da die Beschreibung so kurz gehalten werden kann, daß sie niemanden ermüdet, so mag sie hier wohl noch einmal versucht werden. Jene sind also drei Stock hoch, vier oder fünf Fenster breit und ziemlich flach mit Hohlziegeln eingedeckt. Die Thür- und Fensterrahmen sind von Stein. Die Farbe ist gewöhnlich etwas gelblich und etwas schmutzig, was dem Auge gleichwohl zuträglicher ist, als blendendes Weiß. Der Theil, an welchem Erziehung, Unterricht und Fortschritt am meisten zu bessern hätten, sind aber unbedingt die Fensterläden. Diese werden lange nicht so hoch gehalten, wie sie es verdienen und entweder gar nicht oder nur alle hundert Jahre einmal angestrichen. Daher hängen sie nachlässig, verwittert, schwarzbraun an den Häusern. Wenn das wiedergeborene Italien mehr Delfarbe spendiren wollte, namentlich von jener grünen, die doch eigentlich die charakteristische seiner *Tricolore* ist, so würden sich alle diese Nestchen un-

gleich freundlicher darstellen und dem nordischen Touristen ungleich einladender erscheinen.

Endlich — denn, wie gesagt, Saló ist zwar nicht sehr breit, aber ziemlich lang — endlich bogen wir um eine Ecke und betraten einen freien Platz, der auch wieder in den See auslief. Ueber meinen Häupten wiegte sich in der Morgenbrise ein rothgefotterter Krebs, ein aus Blech geschnittenes und dauerhaft bemaltes Reptil, welches, gerade wie die Schilde der deutschen Herbergen, an einem langen Stiel in den Lüften schwebte. Als ich eintrat, war das Männchen, das mich daher geleitet, ohne eine Hand aufzuheben, verschwunden, was mich als ein Zug edler Uneigennützigkeit fast rührte; dagegen erschien Herr N. N., der Gastwirth, in reinlichster Sonntagstoilette, rückte sein Mützchen und theilte mir mit, daß er sich sehr freue, mich unter seinem Dach zu sehen und zwar um so mehr, als heuer wenig Fremde um die Wege seien; das menschenreiche Germanien scheine seine besten Söhne noch nicht losgelassen zu haben u. s. w., worauf ich, um zu trösten, die Vermuthung äußerte, daß sie alle schon echelonartig hinter mir stünden und nächstens in hellen Haufen über den Gardasee hereinbrechen würden. Diese Weissagung erzeugte ein freundliches Lächeln auf seinem bräunlichen Gesichtchen, welches ein schwarzer Schnurrbart zierte.

Diese neueren Hôtels am Gardasee, in Arco bei Gebrüder Tappainer \*) und zum Delbaum, in Riva zur

---

\*) Um auch diese Sonntagsfahrt nicht ohne ein onomatologisches Blümchen zu lassen, wollen wir nur bemerken, daß der nicht seltene Name Tappainer, Tappeiner, welchen auch ein namhafter Arzt zu

Sonne und zum Garten, hier in Saló zum Krebs und wahrscheinlich auch andere, die ich nicht kennen gelernt, bieten alle ein sehr einladendes Aussehen. Breite, steinerne Treppen mit eleganten Geländern, helle, hohe Treppenhäuser, große, lichte Vorplätze mit Säulen und Arcaden, geräumige, mit Bildern und Vorhängen geschmückte Speisensäle, alles nach Möglichkeit bemalt oder mit Blumen und südlichem Gesträuch in eigenen Töpfen verziert — dies bildet ein Ganzes, welches das Auge viel freundlicher anspricht, als die düstere Gothik der alten, ehrwürdigen, aber etwas finsternen Wirthshäuser in Deutschtirol. Und wie Hesperiens Oelbäume ewig grün, so sind auch seine Tischtücher und Servietten ewig frisch und weiß, ohne die bekannten Fettlagunen, in denen die frommen Fliegen schmausen, ohne die rothen Kränze, welche die Weingläser zurücklassen und andere historische Spuren der Vorgänger, welche in Deutschtirol mit so viel Pietät erhalten werden.

Die Farben der Tücher in den Treppenhäusern, den Vorplätzen und den Gängen sind heiter und glücklich gewählt; wenn die enchorischen Maler aber an die Figuren, an die Menschen und Thiere gehen, glaubt man gleichwohl

Meran führt, aus dem Binschgau stammt, wo sich bei Schlanders der Weiler Tappein findet. Von den Bajuwaren wird jener Name natürlich Tapp' einher (herein) gedeutet, was aber unrichtig, denn er ist romanischen Ursprungs. Vor hundertfünfzig Jahren schrieb man ihn, wie das Schallerer Badebuch ausweis', richtiger als jetzt, Depyner. Daraus erhellt, daß der Weiler Tappein früher Depyin, noch früher — zur romanischen Zeit — (val) de pino geheißsen hat und also Tappineier mit Fichtenthaler zu übersetzen wäre.

zu finden, daß weiland Raphael und Michael Angelo am Gardasee keine Schule hinterlassen haben.

Im hellen Speisesaale zu Salò prangen verschiedene Bilder, darunter auch das Biergespann der Befreier, Victor Emmanuel, Cavour, Garibaldi und Napoleon III. Pio Rono, der früher ebenfalls mitgethan, hat sich später bekanntlich zurückgezogen und dieser Ehre unwürdig gemacht. Außerdem sind noch Pläne des Nildelta's, des Suezcanals und anderer warmer Gegenden aufgehängt, was mir jetzt, nachdem in letzter Zeit so viel vom kalten Nordpol zu lesen war, fast wie eine angenehme Abwechslung erschien.

Ein reicher Bankier aus Mailand hatte sich mit seiner Gattin ein lucullisches Mahl auftragen lassen; ich dagegen, der ich nur als Vorläufer der herandrängenden Germanen gelten wollte, ließ mir nach dem Beispiel Johannes des Täufers, der ja auch ein Vorläufer war und sich von Heuschrecken und Honigwaben nährte, nur Manzo mit Beveroni aufstischen. Ersteres, welches man auf deutsch Rindfleisch nennt, war weich und saftig; letztere, die Beveroni, sind eine hier sehr beliebte Frucht, ein billiger Ersatz der englischen mixed pi kles, bitter, sauer und scharf, enthalten also alle Eigenschaften, welche ein Christenmensch, der jetzt ungerupft durch die böse Welt kommen will, eigentlich besitzen soll — Eigenschaften, welche ich mir längst gern beigelegt hätte, wenn mich nicht meine Herzensgüte daran verhinderte. Für solche Leser aber, welche jetzt schon ausrechnen wollen, was sie ein künftiges Frühstück im Krebs zu Salò etwa kosten möchte, sei bemerkt, daß auf der Rechnung, welche mir schriftlich übergeben wurde, der oder das Manzo zu fünfundsiebzig Centesimi, der Wein,

die halbe Flasche, eben so hoch, die Beveroni aber zu fünf- unddreißig angefüllt waren.

Nach genossenem Frühstück erhob ich mich neugestärkt, um die andern Merkwürdigkeiten Salò's zu besehen. Ich gestehe nämlich, daß ich auch den Gambero zu diesen rechne, da mir hier im Winkel des Benacus, dem deutsche Kunst und Wissenschaft, dem die Schweiz und der Rheinstrom, die theuern Hochschulen der Hotellerie so ferne liegen, das feine und anständige Gasthaus geradezu merkwürdig erschien. Zu den andern Memorabilien läßt sich aber vor allem eine eiserne Statue des heiligen Carolus Borromäus zählen, welche im Jahr 1837, weil er die Stadt vor der Cholera beschützt hatte, neu hergestellt worden ist. Nachher kam ich an dem Findelhause vorbei und später besuchte ich auch die Pfarrkirche, einen hohen Bau, dessen gothisches Gewölbe auf rothen Marmorsäulen ruht. Hier wurde für etwa dreißig Knaben Christenlehre gehalten, nach deren Ende dieselben in einen herzerreißenden Gesang ausbrachen. Dieser nöthigte mich zur raschen Flucht, worauf ich dicht an der Kirchenthüre, auf der obersten Stufe der Freitreppe, etliche andere Jungen mit Rüssen alle bocce spielen fand. Nach ihrem munteren Geschrei schien diese Gattung zwar sehr gut aufgelegt, aber es war doch schwer zu erklären, daß die Jungen keinen gelegeneren Spielplatz hatten finden können, als vor der Pforte ihres Domes, in dem die andern ihre zermalmenden Psalmen sangen.

Uebrigens war auf diesen Wanderungen durch die Gassen zu bemerken, daß nur die beiden Plätze, die wir erwähnt, in den See münden, während alle andern Häuser und Häuschen, die am Gestade stehen, gegen das Wasser

zu mit blumenreichen Gärtchen geziert sind, aus deren Nebenlauben zuweilen eine Cypresse ragt. Wenn man diese Gärtchen beseitigte, wäre nach der ganzen Länge des Ortes ein herrlicher Quai anzulegen, was freilich leichter zu sagen als auszuführen ist.

Um nun auch der Einwohner mit einigen Worten zu gedenken, so gehören die Salobianer zur arischen Race und sind insoferne von ihren germanischen Nachbarn nicht wurzelhaft verschieden. Ihre Gesichter habe ich gleichwohl sonst nirgends gesehen — eine Wahrnehmung, die vielleicht anfangs auffällt, aber bei näherem Nachdenken wohl richtig erscheinen wird. Das weibliche Geschlecht, sagt Schaubach, steht im Rufe der Schönheit, was sich aber vielleicht nur bei längerem Aufenthalt erproben läßt. Nicht unangenehm wirkt die Seltenheit der Brillen, die wohl daherrührt, daß man sich hier zu Lande die Augen nicht durch übermäßiges Lesen verdirbt. Ihre unbewaffneten Angesichter lassen aber den Italienern gar nicht übel, wie denn überhaupt die Welt, namentlich die deutsche, nicht schöner geworden, seit sie, namentlich die weibliche, fast ausnahmslos blaue Augengläser trägt.

Endlich, um die letzte halbe Stunde vor der Ankunft des Dampfboots auszufüllen, gieng ich auch in das Caffé der Wiedergeburt, welches mir seines vielverheißenden Namens wegen so anziehend erschienen war. Dort sind fünf oder sechs italienische Zeitungen zu finden, in denen ich mit Vergnügen herumblätterte. Zwei oder drei derselben enthielten Feuilletons, und diese Feuilletons enthielten Novellen, welche aus unserer Sprache, will sagen aus dem Deutschen übersezt waren. O, welch süße Verbrüderung

der Völker! Auch der „Pasquino“ war zur Hand, welcher sicherem Vernehmen nach als erstes Witzblatt der Nation erachtet wird. Diesen studirte ich mit großem Eifer, um zu sehen, wie weit es die wiedergeborenen Italiener in der Kunst des Witzes gebracht. Nach reiflicher Prüfung glaubte ich aber gleichwohl dem „Kladderadatsch“ den Vorzug geben zu dürfen.

Nachgerade war es drei Uhr geworden und nunmehr fuhr auch bald der Dampfer heran, der mit vielem sonntäglichen Volke von Desenzano kam. Auf dem Verdecke spähte ich zuerst emsig umher, ob nicht wieder eine Tremosinerin an Bord — allein das gewünschte Exemplar war in dem vollen Schiffe nicht herauszufinden. So setzte ich mich denn zu einem ältlichen Franciscaner aus Arco, der in den Verhältnissen der Gegend sehr bewandert schien, viele neugierige Fragen sehr belehrend beantwortete und überdieß ein sehr gutes Italienisch sprach, so daß ihm die schönste Tremosinerin, was Verständlichkeit betrifft, nicht die Schuhriemen hätte auflösen dürfen.

Auf diese Weise kam ich mit angenehmer Unterhaltung wieder im Hafen von Riva an und damit war die Sonntagsfahrt zu Ende.